



Björn Redmann | Ullrich Gintzel (Hrsg.)

Von Löweneltern und Heimkindern

Lebensgeschichten von Jugendlichen
und Eltern mit Erfahrungen in der
Erziehungshilfe

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Redmann/Gintzel, Von Löweneltern und Heimkindern

ISBN 978-3-7799-4510-9 © 2017 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4510-9>

Erzähl' uns das: Ermutigung für eine biographische Perspektive auf die eigene(n) Geschichte(n)

Björn Redmann

Irgendwann brach sie dann natürlich doch in Tränen aus. Ich hatte irgendwie darauf gewartet und war dann doch nicht wirklich darauf vorbereitet. Aber was hatte ich denn erwartet? Schließlich war ich es, der sie darum gebeten hatte, ihre Geschichte zu erzählen. Und ich wusste ja genau, wie das Ende aussehen würde. Ich kannte sie ja schon etwas. Aber jetzt, wie sie so dasaß in ihrem schönen Holzhaus am Rande des Dorfes im Ohrensessel am Kamin – das Haus viel zu groß für sie allein, und es war ja auch anders gedacht gewesen – entschuldigte sie sich für ihre Tränen und na klar, es war ergreifend. Und ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte. Was ich tat war, sie darum zu bitten, sich dafür *nicht* zu entschuldigen. Ich war es ja, der sie in diese Lage gebracht hatte. Das las sich so schön, als wir das aufgeschrieben hatten: Wir fragen Menschen, Mütter, Väter, Jugendliche nach ihren Lebensgeschichten, nach Geschichten mit der Jugendhilfe – von Scheitern und Erfolgen. Und nun diese Situation. Wir sind dann erstmal eine Zigarette rauchen gegangen. Danach ging es besser. Wir haben dann noch eine weitere Stunde miteinander gesprochen. Aber mir ist diese Szene im Gedächtnis geblieben: Verloren im Haus und in ihrer eigenen Geschichte mit dieser sich durchziehenden Traurigkeit und ich, erfolgreich, zufrieden, glücklich mit meinen Kindern. Scham stellt sich ein. Ich will hören, sie erzählt – von allem, was ihr wichtig war. Und was eben nicht geworden ist. Ich darf in ihr Leben hineinhören, will verstehen und kann es doch nur bedingt. In den folgenden Monaten haben wir häufiger miteinander telefoniert – immer ging es um den Text. Sie war sehr zurückhaltend, zögerlich, ob es gut sei: Die Form, einzelne Passagen, welchen Namen wählen, wie viele Exemplare kann ich von dem Buch bekommen? In der Zwischenzeit sind weitere Krisen eingetreten: Der Sohn wurde aus dem Heim geworfen, überfiel einen anderen Jugendlichen mit einer Waffe, wurde gefasst, sitzt in einer U-Haft-vermeidenden Wohngruppe, wird angeklagt, redet aber wieder mit der Mutter – jahrelang hatte er sie abgelehnt. Die Tochter erkrankt an Krebs, braucht die Mutter. Die Familie rückt zusammen. Und sie selbst wird arbeitslos. Da sind Glück und Leid nahe beieinander.

Warum dieses Buch?

Es gibt einen spezifischen Kontext, in dem dieses Buch entstanden ist: Beide Herausgeber und viele, die an diesem Buch mitgewirkt haben, waren oder sind in der Jugendhilfe tätig. Einer Jugendhilfe, die nicht nur eine problematische Geschichte mit sich herumträgt, sondern die (bei allen emanzipatorischen, demokratischen und fachlichen Fortschritten) zu Teilen noch immer auf eine Art und Weise mit den Adressat_innen umgeht, die davon zeugt, dass wir eines noch immer nicht gelernt haben: Den Menschen zuzuhören, die unsere Hilfe wollen, brauchen oder jedenfalls bekommen. Dabei sind die fachlichen Anforderungen doch gerade diese: In einem dialogischen Prozess ist mit den beteiligten Mädchen, Jungen und Eltern auf die gemeinsame Suche nach Deutungen für das Entstehen eines sozialen Problems zu gehen. Darauf aufbauend sind geeignete Hilfen in einer lebensweltorientierten Jugendhilfelandchaft gemeinsam mit den Hilfesuchenden zu finden und/oder gemeinsam zu entwickeln und sie insgesamt und grundsätzlich bei jedem Schritt einzubeziehen. Weil wir wissen, dass in einer demokratischen Gesellschaft nur ein solches Vorgehen wirksame Hilfen entstehen lässt. Unsere gemeinsame Erfahrung ist, dass es in zu vielen Fällen nicht gelingt, auch nicht gewollt ist, dass Hilfesuchende sich aktiv mit ihren Deutungen, ihren Hoffnungen und Wünschen, ihren Ressourcen in die Gestaltung von Hilfen einbringen. Hans-Uwe Otto spricht in diesem Zusammenhang von „Tyrannie gegenüber Menschen“ (Conen 2012: 175). Soweit so schlecht.

Der Zusammenhang, in dem dieses Buch entstanden ist, sind Seminare, die wir gemeinsam mit Jugendlichen aus der Heimerziehung („MUSKEPEER“) und Eltern („LÖWENELTERN“) gestaltet haben, die mit der Jugendhilfe zu tun haben. Uns ging es darum, dass Jugendliche und Eltern jeweils einen Rahmen haben, sich außerhalb ihrer Einrichtungsbezüge austauschen zu können. In vielen Seminarwochenenden mit insgesamt 30 Jugendlichen und 18 Eltern haben sich Eindrücke und Geschichten ergeben, die uns bestärkt haben, dieses Buch zu machen. Wir haben von Erfolgen, Wertschätzung und Zufriedenheit erfahren, als diese Menschen uns ihre Geschichten erzählt haben. Wir haben aber auch vom Scheitern der Jugendhilfe, von Zwang durch Betreuer_innen und von Respektlosigkeiten und Druck in diesen Erzählungen erfahren.

Auf der Suche nach Texten, die gewissermaßen Hilfesuchenden zuhören, die nicht nur ausschnittsweise Sequenzen wiedergeben, wie es in der Forschung üblich ist, sind wir nicht fündig geworden. Wir wollten mit Sozialarbeits-Studierende einen Text eines oder einer Betroffenen gemeinsam lesen und haben einfach nichts gefunden. Daher dieses Buch.

Die Tatsache, dass es kein Buch mit selbstverfassten Texten von Hilfesuchenden aus der Jugendhilfe gab und angesichts der mitnehmenden und ergreifenden Geschichten aus den Seminaren haben wir uns entschlossen, ein Buch zu machen, dass jungen Menschen und Eltern (die jeweils nichts miteinander zu tun haben) Platz und Aufmerksamkeit für ihre eigenen Geschichten einräumt und sie erzählen lässt.

Ein Mut-Mach-Buch für Menschen in Krisen

Junge Menschen und ihre Eltern sind gerade in Krisen in der Gefahr, dass sie entmutigt werden. Dies führt gerade unter Bedingungen der Angewiesenheit auf Unterstützung schnell dazu, dass sie eigene Gestaltungsideen aufgeben. Ungenügende Beteiligung an Klärungs- und Entscheidungsprozessen über die geeignete und notwendige Form der Hilfe verstärken Gefühle von Abhängigkeit und Erfahrungen der Ohnmacht. Eine zentrale Grundlage gelingender Hilfen zur Erziehung hingegen ist Motivation zur Krisenbewältigung und die Befähigung zu eigenverantwortlicher Lebensbewältigung, zumindest jedoch zu eigensinniger Beteiligung an der Gestaltung von Bewältigungsprozessen.

Je stärker dann jedoch sogenannte „Zwangskontexte“ wirken, z. B. in akuten Bedrohungssituationen für das Wohl von Mädchen und Jungen, desto ausgelieferter nehmen Menschen sich wahr.

Die in diesem Buch beschriebenen Lebensgeschichten zeigen Beispiele, wie Jugendliche aber auch Mütter in sehr bedrängenden Situationen Wege für sich selbst finden. Immer wieder ist auch stolz beschrieben, wenn Leben zumindest teilweise gelingt. Aber auch bei nahezu verzweifelten Lebenssituationen zeigen einzelne Geschichten, wie sich Engagement positiv auswirken kann.

In diesem Sinne wünschen wir uns, dass dieses Buch Mädchen, Jungen und Eltern Mut macht, sich mit allen ihren Kräften, Kompetenzen und ihrer Lebenserfahrung als Verantwortliche in den Hilfeprozessen stark zu machen oder stark machen zu lassen.

Zur Entstehung dieses Buches (Was war uns dabei wichtig?)

In diesem Buch sind zwölf Lebensgeschichten versammelt – von sechs Jugendlichen und sechs Eltern. Keine Geschichte hat etwas mit den anderen Geschichten zu tun – die Protagonist_innen kennen sich nicht. Sie leben in

unterschiedlichen Regionen Deutschlands, sind unterschiedlichen Alters, haben Ost- oder Westbiographien oder sind erst nach der Wende geboren.

Die Klammer um alle diese Geschichten ist, dass alle Erfahrungen mit der Erziehungshilfe haben. Sie leben oder lebten als Jugendliche in Heimen und Wohngruppen der Jugendhilfe oder sind als Eltern mit der Heimerziehung in Kontakt gekommen, weil ihre Kinder dort leben oder gelebt haben. Manche Eltern haben aber auch eigene Heimerfahrungen, sie waren im Heim und ihre Kinder sind es wieder. Die Klammer sind ähnliche Erfahrungen aller zwölf Protagonist_innen.

In ihren Texten geben zwölf Menschen intensive, ungeschönte Einblicke in ihr Leben. Unterstützt wurden sie dabei von je einem oder einer Autor_in. Diese Autor_innen sind Sozialwissenschaftler_innen, die sich jeweils auf die Suche gemacht haben nach Menschen, die mit und in der Jugendhilfe leben und die bereit waren, ihre Geschichte zu erzählen. Wir haben Christiane Löffler (Dresden), Christine Krohne (Bremen), Tilman Lutz (Hamburg), Alina Peters (Dresden), Wolfgang Rosenkötter (Hamburg), Astrid Staudinger (Berlin), Elsa Thurm (Dresden) und Mechthild Wolff (Landshut) gebeten, sich jeweils Gesprächspartner_innen zu suchen. Alle haben berufliche oder ehrenamtliche Zugänge zu Jugendlichen oder Eltern, die mit der Jugendhilfe in Kontakt waren. Die Autor_innen haben sich dann Gesprächspartner_innen gesucht, die sie über ihre beruflichen Hintergründe und ehrenamtlichen Engagements gefunden haben.

In fast allen Fällen sind Interviews die Grundlage der hier versammelten Geschichten. In der Regel wurden also geschlossene Erzählungen auf Band aufgenommen, so wie sie aus der Erinnerung heraus rekonstruiert wurden. Es sind narrative Interviews. Wir wollten die Interviewpartner_innen *„nicht mit standardisierten Fragen [...] konfrontieren, sondern ganz frei zum Erzählen anregen“* (Mayring 2002, S. 77). Die Erzählgenerierende Eingangsfrage lautete: *„Bitte erzähle aus Dein Leben von Anfang an. Beginne bei Deiner Geburt und erzähle, was sich bis heute entwickelt hat. Du kannst entscheiden, was Dir wichtig ist.“* Bei den Gesprächen mit Eltern ergänzten wir dann noch *„Erzählen Sie bitte auch von Ihren Kindern“*. Die Autor_innen haben dann vorerst einmal zugehört. Im Anschluss an die geschlossene Erzählung wurden Nachfragen gestellt. Den Autor_innen wurden von den Herausgebern zusätzlich ein paar anregende Fragen mit auf den Weg gegeben, die sie stellen konnten, es aber nicht mussten.

Im Anschluss wurden die Interviews abgeschrieben, sprachlich geglättet und von den Autor_innen in eine Form gebracht, die gut lesbar sein soll. Das bedeutet, dass die einzelnen Teile der Erzählungen i. d. R. neu geordnet und zusammengesetzt wurden. Darüber hinaus sind kurze Übergänge gestaltet worden, die zum Lesefluss beitragen. Anschließend wurden die überarbeiteten Texte mit den Gesprächspartner_innen besprochen und ggf.

nochmal geändert. Eine Person hat allerdings auch selbst und allein über ihr Leben geschrieben. Das bedeutet, alle Texte haben eine hohe Authentizität und sind mit Zustimmung der Protagonist_innen genauso abgedruckt. Alle Namen und z. T. Ortsnamen sind anonymisiert.

Zum Zustand der Jugendhilfe, oder: was motiviert uns?

Alle Erzählungen in diesem Buch sind Geschichten, die sich zwischen der Jugendhilfe und Hilfesuchenden zugetragen haben. Deshalb lohnt an dieser Stelle ein Blick in zwei Richtungen: Wer sind die Hilfesuchenden und was ist die Jugendhilfe?

Was ist die Jugendhilfe und in welcher Verfassung finden wir sie vor? Das Lehrbuch stellt die Kinder- und Jugendhilfe als „sozialen Dienstleistungsbereich“ (Rätz u. a. 2014: 15) vor, mittels dessen der Staat soziale Infrastruktur (Kita, Jugendhaus, Beratungsstelle u. v. a.) zur Verfügung stellt und aber auch Interventionen durchführt (Inobhutnahme, Erziehungshilfe u. a.). Regine Rätz charakterisiert die Kinder- und Jugendhilfe als großes Spektrum an Leistungen, einer breiten Menge an Organisationsformen, die deutlich mehr als nur das Jugendamt darstellen. Dieses, das Jugendamt, nennt sie eine „Dienstleistungsbehörde“, die dem Wohl des Kindes verpflichtet ist und kooperativ mit Kinder, Eltern und anderen Institutionen zusammenarbeitet (vgl. ebd.: 16). Sie sieht die Kinder- und Jugendhilfe fokussiert auf die Förderung der Entwicklung und Erziehung Heranwachsender, orientiert auf den Abbau von Benachteiligungen und der Förderung von Gleichberechtigung, eng verbunden mit dem Ziel der Herstellung „gerechter Lebensbedingungen für alle Kinder, Heranwachsenden und ihre Familien“ (ebd.: 25) und verpflichtet auf das Prinzip der Partizipation. Der 14. Kinder- und Jugendbericht sieht die Kinder- und Jugendhilfe als verantwortlich „für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen“ (BMFSFJ 2013: 38); unterschiedlich zu der Jugendhilfe des vorherigen Jahrhunderts. Es hätte u. a. einen massiven Ausbau gegeben und deutlich mehr Menschen nähmen Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Anspruch. Zurückzuführen sei dies u. a. auf den Ausbau der Kindertagesbetreuung, den Ausbau der Ganztageschulen sowie der Etablierung früher Hilfen (ebd.). Zu erkennen ist dieser massive Ausbau auch an den Zahlen: So waren Ende 2014 in der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland knapp 900 000 Menschen beschäftigt (vgl. Rauschenbach/Schilling 2016) – mehr als in der deutschen Automobilindustrie. Dabei ist der Anstieg regional fast gleich verteilt – deutschlandweit sind innerhalb von vier Jahren (2010 zu 2014) 7,8 Prozent mehr Beschäftigte in der Jugendhilfe angestellt. Die Zunahme von Teilzeitarbeitsplätzen ist gestoppt – zunehmend mehr Menschen arbeiten Vollzeit in der Jugendhilfe.

Es werden mehr jüngere Arbeitskräfte eingestellt und diese erhalten schneller unbefristete Arbeitsverträge (vgl. ebd.). Der Professionalisierungsgrad nimmt zu – 93 Prozent der in der Kinder- und Jugendhilfe beschäftigten Personen sind einschlägig ausgebildet (BMFSFJ 2013: 274). Die Entwicklungen aus den Jahren 2015 und 2016 mit einer Zunahme von jugendhilflichen Herausforderungen, die aus dem Zuzug von Geflüchteten resultiert, dürfte die Lage für die Beschäftigten noch weiter verbessert haben. Soweit eine Erfolgsgeschichte: Deutlicher Ausbau an Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe und eine verbesserte Beschäftigungssituation für die Helfer_innen. Also alles gut?

Das Kinder- und Jugendhilfegesetz verpflichtet Träger, Einrichtungen und Dienste auf umfängliche Beteiligung der Adressat_innen. So sehen zahlreiche gesetzliche Vorgaben im Kinder- und Jugendhilferecht Beteiligung als verpflichtend vor: Der § 8 SGB VIII sieht vor, dass Kinder und Jugendliche an allen sie betreffenden Entscheidungen in der Kinder- und Jugendhilfe entsprechend ihres Alters zu beteiligen sind. Der § 36 SGB VIII regelt einen Anspruch von jungen Menschen und ihren Eltern darauf, aus verschiedenen Hilfeformen wählen zu können. Nach § 45 SGB VIII müssen erlaubnispflichtige Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe ein Beteiligungskonzept vorhalten. Nach § 79a Abs. 2 gehört es zu den Qualitätsanforderungen für Einrichtungen, Beteiligung zu ermöglichen und zu fördern. Die UN-Kinderrechtskonvention sichert darüber hinaus den Kindern zu, dass sie an staatlichen Entscheidungen, die sie betreffen, zu beteiligen sind (vgl. Moos 2012, S. 6f.). Soweit der Anspruch: Kinder, Jugendliche, junge Erwachsene und ihre Familien sind an allen sie betreffenden Entscheidungen umfangreich zu beteiligen.

Der Jugendhilfe geht es augenscheinlich gut, könnte die Schlussfolgerung aus den oben dargestellten Entwicklungen lauten. Allerdings gibt es auch erhebliche Problematiken, Herausforderungen und Widersprüche. Im Folgenden werden einige davon skizziert:

- Der Anstieg der Kosten in der Kinder- und Jugendhilfe und insbesondere im Bereich der Erziehungshilfen setzt die freien Träger und die Jugendämter unter massiven Rechtfertigungs- und zu Teil auch Spardruck. Zwischen 2000 und 2012 stiegen die Kosten um rund 56 Prozent an, die Anzahl der Fälle stieg um rund 38 Prozent (AKJStat 2014).
- Der Umfang von Hilfen sinkt: Mittlerweile sind 69% aller Sozialpädagogischen Familienhilfen mit weniger als 5,75 Stunden pro Woche ausgestattet (vgl. AKJStat 2014, S. 31). Über die Hälfte der SPFHs enden vor Ablauf des ersten Jahres (vgl. AKJStat 2012). Ebenso sinkt die durchschnittliche Hilfedauer: im Bereich der Vollzeitpflege von durchschnittlich 50 auf 40 Monate innerhalb von sechs Jahren (2004–2010), im Be-

reich der Heimerziehung von 27 auf 20 Monate im selben Zeitraum (vgl. AKJStat 2012). Dabei haben Stefanie Albus u. a. in ihrer Evaluation zur wirkungsorientierten Jugendhilfe die Bedeutung der Hilfedauer für die Wirksamkeit von Hilfen herausgearbeitet (vgl. Albus 2010, S. 9).

- Die Hilfen zur Erziehung steuernde Behörde Jugendamt, die der Schlüssel zur Hilfestellung, aber auch zur adressat_innenorientierten Hilfestellung ist, gerät darüber hinausgehend immer weiter unter Druck. Die AGJ spricht von einer „überdurchschnittlichen gesundheitlichen, insbesondere psychischen Belastung“ (AGJ 2010, S. 1) der Fachkräfte, die sich aus den Überlastungsanzeigen und dem vergleichsweise hohen Krankenstand ablesen lässt. Die Probleme im ASD stellt die AGJ folgendermaßen dar: vielfache Neuerungen in der Arbeit und neue gesetzliche Vorgaben, gestiegene Ansprüche von Adressat_innen und Gesellschaft, steigende Fallzahlen, geringere finanzielle Spielräume, Häufung sozialer Risiken, Zunahme besonders komplexer Hilfebedarfe bei Adressat_innen, immer mehr Koordinations- und Dokumentationsaufgaben, weniger Zeit für Beratungs- und Betreuungsarbeit sowie widersprüchliche Rollenerwartungen.
- Die massiv gestiegenen Inobhutnahme-Zahlen zeigen einen Trend, der im Gefolge der Fixierung auf die sogenannten Frühen Hilfen den Charakter der Kinder- und Jugendhilfe nachhaltig zu verändern droht: Vom Unterstützungssystem für Kinder, Jugendliche und Familien zur Eingriffsinstitution. Es könnte auch von einem roll-back in der Jugendhilfe gesprochen werden. Untersuchungen zu Haltungen der Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe zeigen in eine solche Richtung (vgl. bspw. Urban-Stahl 2012; Mohr/Ziegler 2012). Reinhold Schöne spricht in diesem Zusammenhang von einer „merklichen Verschiebung in Richtung interventionistischer Überlegungen und in Richtung auf ein stärker kontrollierendes und eingreifendes Jugendhilfeverständnis“ (Schöne 2012).
- Beteiligung und Partizipation sind in der Kinder- und Jugendhilfe nur „halbherzig eingeführt“ (Krause; Schröder 2014, S. 265), „der Begriff [gehört] zum Vokabular“ (Pluto 2007, S. 12), ist aber nur rudimentär entwickelt (ebd.) und hat deutlichen „konzeptionellen und methodischen Nachholbedarf“ (Knuth/Stork 2014, S. 245). Die Beteiligungsqualität in stationären Jugendhilfeeinrichtungen bewerten in einer Studie von Marion Moos die Kinder und Jugendlichen durchschnittlich mit einer Schulnote von 2,8, insbesondere gebe es „wenig strukturell abgesicherte Partizipations- und Beschwerdestrukturen [...] und große einrichtungsbezogene Unterschiede“ (Moos 2012, S. 34). Kindern und Jugendlichen, die in Jugendhilfeeinrichtungen leben ist Beteiligung wichtig, sie sind aber nur in geringem Maße zufrieden mit ihren Mitwirkungsmöglichkeiten, Eltern sind kaum beteiligt (vgl. Gadow u. a. 2013).

Die vorherigen Perspektiven einbeziehend könnte argumentiert werden: Die Kinder- und Jugendhilfe befindet sich angesichts des deutlichen Ausbaus von Angeboten und Leistungen in ihrem Funktionsbereich vor einem „de facto [...] **gravierenden Strukturproblem**“ (Behnisch u. a. 2017): Sie sei, so eine Autor_innengruppe um Michael Behnisch selbstzufrieden und perspektivlos. Sie sei nicht mehr zu Impulsen für eine sozial gerechte Gesellschaft in der Lage und setze damit die Identität und Gestaltungskraft der Kinder- und Jugendhilfe aufs Spiel. Die einfache Forderung nach mehr Geld und mehr Personal führe allein nicht weiter, nötig sei die Entwicklung einer „**konzeptionellen sowie strukturellen Kontur [...], die zur offensiven, emanzipatorischen Gestaltung positiver Lebenslagen beitragen kann und sich selbstbewusst und kritisch in fachpolitischen Debatten Gehör verschafft**“ (ebd.) Begründet durch eine Reihe von Problemen (ökonomische Zwänge, politische Zuschreibungen, trägerorientierter Lobbyismus, fehlende normative Bezugspunkte usw.) sei die aktuelle Jugendhilfe nicht mehr in der Lage dazu. Nötig sei politische Einflussnahme, eine eigene partizipative Idee von Erziehung und Bildung, die Ablehnung von Normalisierungsbestrebungen der Jugendhilfe, die Beschäftigung mit dem eigenen Gerechtigkeitsproblem, die Entwicklung eines Kanon der akademischen Grundinhalte und daraus resultierender Kompetenzen sowie die Rückkehr zu partizipativer Grundorientierung in der Jugendhilfe.

Fassen wir zusammen: Der Kinder- und Jugendhilfe geht es auf den ersten Blick gut. Mit einem genaueren Blick ist aber sichtbar, dass die Jugendhilfe selbst massiv unter Druck steht, diesen Druck auf Kosten der Adressat_innen mit geringeren und kürzeren Hilfen kompensiert. Außerdem führt dieser Druck zu Überlastungen in den Jugendämtern und weniger Zeit für die Beratung der Ratsuchenden. Damit in Zusammenhang stehen punitive und repressive Tendenzen von Fachkräften der Jugendhilfe gegenüber Hilfesuchenden, die den Charakter der Jugendhilfe von Hilfe und Unterstützung hin zu mehr Intervention, Kontrolle und Eingriff verändern. Letztlich: Wenn Beteiligung überhaupt eine Rolle spielt im Handeln von Jugendhilfe, dann wird sie von den Hilfesuchenden nicht als zufriedenstellend erlebt. Soweit der Blick auf den Zustand der Jugendhilfe. Ein kurzer Blick auf die Frage, wer die Hilfesuchenden sind, schließt sich an.

Wer sind die Hilfesuchenden oder Leistungsberechtigten?

Über eine Million junge Menschen und ihre Familien erhielten in Deutschland im Jahr 2014 Hilfen zur Erziehung (vgl. AKJStat 2016, S. 11) – das sind rund sechs Prozent aller jungen Menschen unter 21 Jahren (BMFSFJ 2013, S. 334). Ihre Zahl steigt seit Jahren kontinuierlich an (ebd.). Im Jahr 2014

lebten 105 809 junge Menschen in der Heimerziehung (Destatis 2014, eigene Berechnung).

Wer sind diese jungen Menschen, aus welchen Familien kommen sie? Inwieweit kann davon ausgegangen werden, dass sie gut mit einer Kinder- und Jugendhilfe umgehen können, die selbst unter Druck steht?

Grundsätzlich erhalten mehr Jungen als Mädchen Hilfen zur Erziehung. Jungen sind auch häufiger in Wohngruppen untergebracht als Mädchen. Und sie werden immer jünger: Insbesondere bei unter sechsjährigen ist eine deutliche Steigerung der Inanspruchnahme zu sehen (hier und im Folgenden: AKJStat 2014).

Jene Familien, die Hilfen zur Erziehung erhalten, sind zu 48 Prozent Alleinerziehende. In der Heimerziehung haben 44 Prozent der Kinder und Jugendliche vorher bei alleinerziehenden Elternteilen gelebt. Hier stellt sich die Frage, ob die Tatsache, dass ein Elternteil allein mit Kind(ern) lebt, das „Erziehungsgeschehen belastet“ (ebd., S. 19) oder ob Alleinerziehenden von Seiten der Jugendämter eher die Fähigkeit abgesprochen wird, ihre Kinder erziehen zu können als Paaren.

Fast 70 Prozent der Alleinerziehenden, die Hilfen zur Erziehung erhalten, erhalten gleichzeitig Transferleistungen. In der Heimerziehung sind es noch mehr. Das bedeutet, es gibt einen Zusammenhang zwischen Armut und prekären Lebenslagen auf der einen Seite und Herausforderungen in der Erziehung auf der anderen Seite. Es könnte also formuliert werden: Armut führt zu Risiken in der Erziehung (BMFSFJ 2013, S. 107).

Zusammenfassend kann also gesagt werden, dass sich die Mehrheit der Familien, die Hilfen zur Erziehung erhalten, in einer herausfordernden Lage befindet: Sie sind überproportional alleinerziehend und von Armut betroffen. Das gilt in besonderem Maße für die Heimerziehung. Ob deren Erfahrungen und deren Kraft in den allermeisten Fällen ausreichen, um mit einer Jugendhilfe, die, wie oben beschrieben, massiv unter Druck geraten ist und diesen Druck z. T. an die Hilfesuchenden weitergibt, erfolgreich umzugehen, darf bezweifelt werden.

In der Jugendhilfe gehen wir von einer „strukturellen Machtasymmetrie“ (vgl. Urban-Stahl, 2011, S. 9ff.) zwischen Hilfesuchenden und Fachkräften aus. Fachkräfte verfügen über andere Voraussetzungen als Hilfesuchende – sie kommen aus anderen Milieus, sprechen eine andere Sprache und kennen sich im Verwaltungs- und Jugendhilferecht besser aus. Gerät die Jugendhilfe, wie oben beschrieben, massiv unter Druck, reagiert sie – so scheint es – mit Druck auf die Hilfesuchenden, mit Behinderungen und Erschwerungen bei der Leistungsgewährung und der Leistungsgestaltung sowie mit Rechtsverletzungen (Redmann, Wolf 2016, S. 195ff.). In den Berichten aus Ombudstellen sind die zunehmenden Konflikte zwischen Hilfesuchenden und der Jugendhilfe ablesbar. Wie und wie zufriedenstellend

diese Konflikte im Einzelfall bearbeitet werden können, hängt einerseits davon ab, welche Mittel und Möglichkeiten Hilfesuchende in diese Auseinandersetzungen mitbringen können und andererseits davon, wie reflektiert die Fachkräfte mit der strukturell vorhandenen Machtasymmetrie umgehen können oder wollen. Es ist zu befürchten, dass die Schere zwischen Anspruch (auf partizipative Hilfestaltung) und Wirklichkeit (aufgezwungene Hilfen, Druck, Repression) weiter auseinandergeht. Davon handeln auch einige Beiträge in diesem Band.

Zu den Geschichten, oder: Was fällt auf?

Insgesamt sind zwölf Lebensgeschichten in diesem Band versammelt. Zwölf Mädchen und Frauen erzählen aus Ihrer Sicht, wie sich ihr Leben zugetragen hat. Und in jeder dieser Geschichten spielt die Jugendhilfe eine besondere Rolle.

Für Frau Müller als Mutter wurde mit beinahe jedem Kontakt zum Jugendamt die Geschichte schlimmer. Am Ende war der Sohn nacheinander in fünf Heimen. Ihre Erwartungen an die Jugendhilfe sind bitter enttäuscht worden. Sie beklagt einen rauen Umgang der Betreuer mit ihrem Kind, Beschimpfungen von Seiten der Betreuer, Übergriffe durch Betreuer, Kontaktsperren, fehlende Akteneinsicht und vieles mehr. Dabei hatte sie sich doch Hilfe gesucht, weil sie mit ihrem Sohn nicht mehr klar kam. Ihre Erwartungen an die Jugendhilfe sind bitter enttäuscht worden.

Oder Elke. Sie war als Kind Mitte der siebziger Jahre im Westen Deutschlands erst in einer Pflegefamilie, während ihre Mutter auf „Entziehungskur“ war. Dort gab es Schläge. Später im Heim gab es körperliche Übergriffe und psychische Gewalt durch die Erzieher_innen. Erst zu Hause vernachlässigt, wurde sie im Heim erniedrigt. Sie reagierte erst mit Rückzug und später mit Gegenwehr. Jahrzehnte war sie danach krank – bis heute wirken die Ereignisse nach.

Maike, aufgewachsen in der DDR, geschlagen von der Mutter, wurde spät noch einmal selbst Mutter. Ihr Mann, der Vater der Tochter wurde gewalttätig, verlässt die Familie. Ein neuer Freund missbraucht die Tochter als sie neun Jahre alt war. Die Ereignisse überschlagen sich, sie sucht Hilfe beim Jugendamt. Es sind schwere Kämpfe, die folgen. Im Hintergrund hat sie immer die Befürchtung, dass das Jugendamt ihr das Kind wegnehmen wird. Sie gibt das Kind ins Heim. Sie kämpft um jede Regelung, um ihr Recht. Sie ist heute zufrieden mit ihrem Jugendamt nach all diesen Kämpfen.

Barbara, heute 17 Jahre alt, aufgewachsen in Halle/Saale ging irgendwann selbst zum Jugendamt. Eine krasse Familiengeschichte rund um den ermordeten Opa, die Trennung der Eltern, den Umzug nach Sachsen,

Krankheiten der Mutter über Jahrzehnte endet vorläufig in der Jugendhilfe. Alkohol benennt Barbara als das bestimmende Lebensthema, sie hat früh im Leben stark werden müssen. Sie sucht sich Hilfe, das Heim war ihre Rettung. Heute macht sie sich auf den Weg, selbst irgendwann in einem Heim als Erzieherin zu arbeiten.

Saskia könnte, so schreibt sie, Achterbahn in den Schleifen und Loopings ihres bisherigen Lebens fahren, so viele Veränderungen hat sie bisher aushalten müssen. Saskia ist heute Mitte 30, lebt in Berlin und engagiert sich in der Careleaver-Bewegung (Jugendliche, die die Jugendhilfe verlassen haben). Heute ist sie Sozialarbeiterin in der Heimerziehung. Sie kennt die Jugendhilfe von innen, wie kaum eine andere. Mit 14 Jahren läuft sie von zu Hause weg, kommt über Umwege ins Heim. Sie erzählt Geschichten von Armut, Grenzüberschreitungen und Bildungsbenachteiligung in der Jugendhilfe. Aber sie kämpft sich durch, dreht Schleifen, studiert, kritisiert und ist eine politische Frau.

Auch Nina ist heute Sozialarbeiterin und hat sogar bis zur Geburt ihrer Tochter als Betreuerin dort gearbeitet, wo sie in Dresden Mitte der neunziger Jahre selbst im Heim lebte. Die Mutter war gestorben, beim Stiefvater wollte sie nicht mehr bleiben. Sie ging ins Heim und dort fühlte sie sich wohl. Dann wurde das Heim geschlossen und die Kinder, Jugendlichen und Betreuer_innen auf Wohngruppen in der Stadt aufgeteilt. Eine Erzieherin wird zur vertrauten Person, bis heute. Sie zieht aus, nimmt zweimal Anlauf für das Fachabitur, lässt sich zur Krankenschwester ausbilden und studiert später. Ein langer Weg zu einem selbstbestimmten Leben. Zweifel daran, diesen Weg wirklich zu schaffen, säten die Fachkräfte. Sie hat sich durchgesetzt.

In Patricias Familie war Gewalt an der Tagesordnung. Sie waren sieben Geschwister, irgendwann wendet sie sich ans Jugendamt. Das schickt sie zum Vater, der kann ihr aber nicht helfen. Sie landet im Kinder- und Jugendnotdienst, macht Erfahrungen mit Alkohol. Die nächste Station ist ein Heim, weit weg von Hamburg, wo sie bisher lebte. Dort findet sie keinen Halt, haut mit weiteren Jugendlichen ab. Lebt wieder auf der Straße, landet erneut im Notdienst. Dann holt eine Sozialarbeiterin Patricia ab und bringt sie nach Schönhof, ein umstrittenes Heim. Sie wusste nicht, wo es hingehet und konnte sich dagegen auch nicht wehren. Sie machten es einfach. Dort in Schönhof erlebte sie Erzieher_innen, denen es nur darum ging, „den individuellen Willen zu brechen“. Alles Tun und Lassen wurde vorgeschrieben, alle mussten Uniform tragen. Sie wurde auch ins Zimmer eingesperrt. Ein Machtkampf entsteht. Sie hat es durchgestanden. Heute lebt sie wieder in Hamburg, wird betreut von einer Sozialarbeiterin. Sie hat einen Sohn und einen Freund. Sie ist stolz, alles aus eigener Kraft geschafft zu haben. Sie will Erzieherin werden und später studieren: Erziehungswissenschaften.